

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 8 (1904-1905)
Heft: 10

Artikel: Der Geiger [Schluss]
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-664598>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

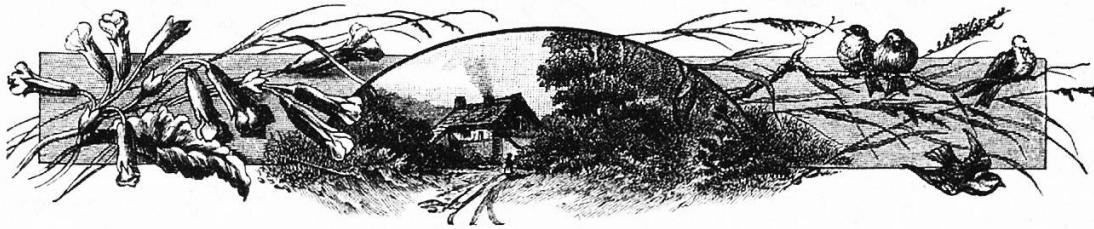
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



An die Poesie.

Du bist allmächtig und allgegenwärtig,
Wie Gott, der dich der armen Menschheit gab;
Doch diese, rasch mit ihrem Urteil fertig,
Bricht über dir, der Himmelschen, den Stab.
Du aber lächelst mild und sprichst: „Ihr Thoren,
Verjagt, verlässt mich, es hilft euch nichts!
Wißt ihr es nicht? ich pred'ge tauben Ohren
Mit Worten nie, mit einem Strahl des Lichts.
Und zu den Blinden rede ich in Tönen;
Denn jedes Mittel steht mir zu Gebot, —
Versucht auch irgend einer, mich zu höhnen,
Nicht acht' ich drauf, ich lindre seine Not.
Verzichten will ich auf den Dank der Menge,
Die stets und überall nach Gold nur schreit,
Solang' im Dunkel eine kleine Flamme,
Das ew'ge Lichlein der Begeistrung, glüht
Und tief im Dicke noch an schlankem Stamme
Der Dichtkunst Blume farbenprächtig blüht.“
— — — Ja, es gibt keinen, dem du nicht gegeben
Auf seiner Wanderung da oder dort,
Sei's beim Beginne, sei's am Schluß vom Leben,
Ein Beifallszeichen oder Trosteswort.
Du herhest 's Wiegenkind, du legst dem Greise
— Und tat er dir zeitlebens noch so fremd —
In Deiner still-versöhnend edeln Weise
Die letzte Rose auf das Sterbehemd.

Manny v. Escher, Albis-Langnau.



Der Geiger.

Von Ernst Zahn, Göschenen.

(Schluß.)

„Da kommt der Mond,“ sagte er. Seine Stimme klang gedämpft; um der großen Stille willen, die ringsum war, redete er unwillkürlich leise. Dann sahen sie dem Steigen des Mondes zu. Sein Schein quoll jetzt in das Fluß-

tal herab und ließ da und dort das Wasser in den Steinen glänzen. Indessen aber war über den Bergen abermals wie eine Bewegung. Die Schneeschäfte begannen zu leuchten. Die Firne lagen nach und nach ganz hell und scharf umgrenzt, wie weiße Gärten, unter dem dunkler gewordenen Himmel oder wie Totenhöfe mit weißen Marmorgräbern, mächtig, still.

Die Kathrine und der Jakob sprachen kaum miteinander. Sie saßen da und sahen vor sich hin und hinaus. Es war kein Abend zum viel reden. Nur einmal zeigte eines dem andern: „Schau, dort das Schneehorn ist auch hell geworden“ — und dann: „Schau, jetzt geht das Licht in die Matten hinab.“

„Eigentlich solltest jetzt eines spielen,“ sagte nach einer Weile die Kathrine.

Er besann sich. Dann schien ihm der Gedanke zu gefallen und er holte die Geige. Die Beine über die Mattenseite der Mauer hängend, spielte er dann leise, als ob er keinen aus dem Dorf herüberlocken wollte. Der Mond war jetzt hoch und sein Licht übergoss auch die Stelle, wo sie saßen. Allmählich vergaß der Jakob sich im Spiel. Es wurde nicht lauter, aber es kam eine eigene Gewalt hinein. „Hörst“, belehrte er die Kathrine mit seiner leisen Stimme, „jetzt geht das Totenvolk in den Gletscher hinauf“, und wirklich klang die Geige, als ob ganz fern an den Gletscher hinauf ein flagendes Singen gehe.

Die Kathrine konnte nicht helfen, daß ihr bang wurde, und dann staunte sie über das, was der Jakob alles aus seinem Instrument herausbrachte. Sie sah ihn auch an, dessen ganze Gestalt jetzt scharf im Lichte stand; und sah, daß er eigentlich ein schöner Mensch war, der Troger-Jakob. Die Gestalt war eckiger, in ihrer groben Gewandung plumper als diejenigen der Männer, die sie in den Städten gesehen hatte, aber der Kopf mit dem langen blonden Haar, dem scharfgeschnittenen Profil, dem dünnen auf die Brust rieselnden Bart, vor allem mit den sonderbaren unter den langen Wimpern spähenden Augen war — richtig wie der Heilandskopf war er, den sie in Paris auf dem Bilde eines großen Malers gesehen hatte. Ein eigenümlicher Mensch war der da, der Jakob, ein seltener. Wenn sie daran dachte, daß sie in einigen Wochen und für immer von hier fort mußte, so tat es ihr leid, den da, den Troger zurückzulassen zu müssen, sie hätte ihn ihr Leben lang so neben sich haben mögen wie jetzt. Es fiel ihr nicht ein, daß sie ihn für den Städter, den Peter, eintauschen möchte; sicherlich hätte sie nicht ein Leben in des Trogers Hütte und in Alplen an das vergnüglichere Stadtleben getauscht, aber, daß in letzteres der Troger nicht gehörte, war doch schade.

Der Jakob ließ jetzt den Bogen sinken. Er fühlte, daß ihr Blick auf ihm ruhte, und wendete sich langsam nach ihr um. Ihr schmales, schönes Gesicht erschien im Mondlicht wachsfarben, das dunkle schlichte Haar legte sich glatter und ordentlicher als gewöhnlich darum. In ihren Augen stand die große Traurigkeit, die weder ein gewollter, noch eine Empfindung spiegelnder Ausdruck, sondern nur eine Eigentümlichkeit ihres Blickes war. Ihre Augen trafen einander.

„Du — es ist schade, daß Du wieder fort gehst," sagte der Jakob und legte die Hand auf die ihre; aber auch in seinem Ton war nichts, was wie eine Bitte: „bleib lieber da" klang, sondern auch er nahm es für selbstverständlich, daß alles blieb, wie es war. Es fiel ihm nicht ein, dem andern, ihrem — dem Peter, die Braut abspenstig zu machen.

„Ja, eben, gelt," gab Kathrine auf sein Wort zurück.

Dann saßen sie wieder eine Weile ganz zufrieden.

„Ja, — es ist halt jetzt so," sagte die Kathrine noch.

Der Jakob strich noch ein paarmal mit dem Bogen über die Saiten, klipperete mit den Fingern daran und summte leise dazu. Dann kam allmählich ein kälterer Luftzug herüber und die Kathrine fröstelte.

„Jetzt muß ich doch wieder hinein," sagte sie dann, „die Base wird sich wundern, wo ich stecke."

Als sie von der Mauer glitt, nahm auch der Jakob die Geige unter den Arm und ging mit ihr. Zwischen „Stern“ und Trogerhaus sagten sie „gut“ Nacht.“ Sie gaben einander die Hand und drückten fest zu. Dann trennten sie sich.

Nun war es ganz sicher, daß das Erscheinen der Kathrine in des Trogers Leben ein Ereignis, vielleicht das größte seines ganzen Lebens war; ebensofest aber stand, daß er viel zu zäh, trocken und stark war, als daß er den Kopf hätte hängen lassen, weil er sie nicht behalten konnte. Er ging kein einziges Mal nach jener Mondscheinnacht mit schwererem Herzen als früher zu Bett oder bekam das Leben satt oder verlor den guten Alltagshunger, nur eines ließ sich nicht leugnen, daß seine ohne Lehrer sich entwickelnde Kunst die Geige zu spielen eine letzte und große Verinnerlichung und Erhöhung erfuhr, seit er sein Herz an das Mädchen hing. Selbst der Kapuziner, der schon weit in der Welt herumgekommen und viel schöne und gute Musik gehört hatte, stand in diesen Tagen oft und oft unter des Bauern Fenstern und schüttelte den Kopf und meinte: „Ja, er sollte doch noch sich ausbilden lassen, der Jakob, sollte er; es steckt etwas in ihm; fast eine Sünde scheint es, wenn man die Gottesgabe nicht pflegt.“

Als er dann allen Ernstes dem Jakob riet, an ein Musikinstitut in eine Stadt zu gehen, ihm auch seine Verwendung versprach, sah ihn der aber groß an und sagte lachend: „Nein, Herr Pater, da bin ich schon lang zu alt und ich würde auch nicht, wie mich umtun in einer solchen Schule und — Herrgott ja — da möcht' ich schon lieber fünfzig Körbe schweren Mist auf den Winterberg hinaustragen tragen als unter das hochnahe Stadtvolk gehen, ein Bierschrot wie ich.“

Der Pater Kapuziner meinte darin auch wieder etwas Wahres zu sehen: In seiner Art, seinen Lebensgewohnheiten hatte der Jakob nichts von einem Künstler an sich. So beschied er sich bald und gab zu, daß jener wohl besser der Bauer blieb, der er war.

Die Wochen der Kathrine gingen indessen herum. Sie erklärte, daß sie in Alplen fürchterlich gesund geworden sei, plauderte den einen Tag fröhlich und viel von ihrer künftigen Hochzeit, von Paris, dem städtischen Peter und der schönen Zukunft und stekte den nächsten fleißig bei dem Troger-Jakob auf Matte oder am Haus und bedauerte dabei heimlich, daß ihre Zeit schon um war.

Darüber war auf einmal der Reisetag da.

Er fing mit einem hellen warmen Morgen an. Die Sonne war noch nicht auf. Ihr Vorbote, das Frühlicht, lag erst rosig auf den höchsten Bergspitzen, als die Kathrine reisefertig in die Haustür am Sternwirtshaus trat. Die Furrerin erschien neben ihr und der Furrer, rot, fauchend und mächtig, nestelte an dem Strick herum, der den Koffer der Kathrine auf einem an das Haus gelehnten Räf festhielt. Dann half er einem jungen Knecht das Tragholz auf den Rücken nehmen, streckte der Kathrine die breite Bräze hin und grüßte trocken: „So, ade“. Darauf ging er ins Haus.

Da kam der Troger-Jakob über die Straße, in guten Kleidern, den Hut auf dem Kopf.

„Ja, geht der jetzt auch mit?“ fragte die Furrerin unwirsch das Mädchen.

„Natürlich“, gab das zurück und hatte einen kurzen Augenblick das Blut in den Backen.

Der Jakob tat, als ob gar nichts besonderes dabei wäre. Er sagte guten Tag und fragte: „Kann ich etwas tragen, etwa?“

Seine Ruhe half der Furrerin über den kleinen Zorn hinweg, sie lachte. „Kannst sie ja gerade dem Peter nach Paris bringen,“ sagte sie zum Jakob.

„Mit dem dürfte ich freier gehen, als mit manchem Alten,“ sagte die Kathrine spitz.

Dann nahmen die Weiber Abschied, kurz, ohne viel Worte. „Dank einerweg für alles,“ sagte die Kathrine noch.

Der Knecht hatte sich mit seiner Last auf die Beine gemacht und schritt schon durch die Dorfgasse. Nun gingen auch der Jakob und das Mädchen. Die Furrerin sah ihnen nach und winkte noch einmal. Die Kathrine aber blieb plötzlich stehen. „Deine Geige,“ sagte sie zum Jakob, „nimm sie doch mit.“

Er besann sich. „Ja, wenn du willst,“ sagte er dann und ging rasch nach seinem Hause zurück. Mit dem Instrument unterm Arm kam er wieder, dann schritten sie Seite an Seite davon.

Im Dorf war es noch still. Wo ein Bauer oder ein Knecht aus dem Stall trat, hielt die Kathrine an, ihm ade zu sagen. Der Jakob stand dabei lachte einwenig gnädig wie um zu sagen: Nun ja, dir mag sie die Hand noch geben, und hatte dabei das Hochgefühl: dich geht sie mehr an als alle anderen.

Unterhalb des Dorfes senkte sich die Straße und begann sich zu winden. Bald sahen sie die Hütten von Alplen nicht mehr und es wurde einsam. Der Knecht hatte einen großen Vorsprung. Er machte einmal Miene, auf sie zu warten, aber sie winkten ihm jauchzend, vorwärts zu gehen. Die Matten waren

feucht vom Morgentau. Das rote Licht in der Höhe vertiefe sich und glomm um viele Zacken und Zinnen.

„Ja, ja, jetzt gehst halt," begann der Jakob einmal seufzend; zu reden mußten beide nicht viel.

„Ja, eben," sagte die Kathrine.

Nach einer Weile nahm er ihre Hand, die sie ihm willig ließ; so taten sie den ganzen weitern Weg Hand in Hand und einmal sang sie leise vor sich hin und wieder einmal begann er zu pfeifen. Später sagte sie: „So, jetzt könntest eins spielen im Gehen.“

So ließ er für eine Weile ihre Hand fahren, nahm die Geige und spielte lustig, im Takte, daß sich gut dazu wanderte. Nachher umschloß er ihre Finger wieder mit den seinigen. Sie kamen durch das nächste Dorf und tiefer unten durch ein zweites.

„Du hast aber weit wieder heim," sagte die Kathrine.

„Bah, wegen der Weite," gab er zurück; ebensowohl hätte er sagen können: meinewegen ginge ich tags meines Lebens so zu; er meinte es doch.

Abermals ein Stück tiefer im Tal sagte er: „Jetzt komme ich noch bis an den Russenhügel, dann kehre ich um. Wenn dich der Vetter in Schattenhalb erwartet, brauche ich nicht dabei zu sein.“

„Ja“, antwortete sie kurz.

Die Sonne war jetzt heraufgestiegen, ihr Licht floß warm über die grünen Alphalden herab. Hier und da stand schon fächerartiger Wald an den Lehnen und die Tannen glänzten in dem sachten goldnen Strom, der sich reich und reicher über sie ergoß. Die Bergamseln schlügen in den Gehölzen und zwischen den Steinen. Die Straße aber war leer, nur ganz ferne sahen sie manchmal den Knecht mit seiner Traglast. Jetzt kamen sie an den Russenhügel, einen erhöhten Alpgrund, auf dem der Sage nach 1799 eine kleine Schar Russen von einer französischen Übermacht angegriffen und niedergemehelt worden war. Der Hügel trennte zwei Talsenkungen, die Straße umging ihn, der Jakob und die Kathrine aber stiegen an seiner einen Seite hinauf. Es schritt sich gut auf dem kurzen Gras.

„Jetzt da oben kehre ich um," sagte der Jakob und auf der Hügelhöhe hielt er an. Die Sonne erreichte sie hier. Wohltätig floß das reine, ruhige Licht ihnen über Häupter und Schultern. Der Himmel spannte sich weit zu ihren Häuptern und ein Stück Tal lag still und klar vor ihnen. Fern schloß Felswerk es ab und verbarg die Straße, die dort sich hinabwand.

„So — also — leb' gesund," sagte der Jakob.

„Ja, du auch," gab die Kathrine zurück.

Sie drückten einander herhaft die Hand und sahen einander frei und freudig an. Dann wandte sich die Kathrine zum Gehen. Aber als sie schon ein paar Schritte getan hatte, streckte ihr der Jakob noch einmal die Hand nach. „Ade, reif' gut," sagte er. Es war ihm eben noch einmal eingefallen, und sie schlug noch einmal ein und sagte: „Ja, Dank!“

Dann ging sie wirklich. Im Hinabsteigen nahm sie den Hut vom Kopf. Dabei schob sich die schwarze Haarsträhne ihr wieder in die Stirne und der Jakob konnte, während sie in ihrem dunkeln Kleid anmutig und schlank hinabstieg, sehen, wie sie manchmal mit der Hand das Haar zurückstrich. Sie grüßte dann jedesmal hinauf. Ihn konnte sie lange deutlich unterscheiden, denn die Sonne zeigte seine hagere, knochige Gestalt in scharfen Umrissen. Auch der dünnen langen Bart sah sie einmal im Winde aufwehen und sein Haar hauchte sich am Hemdkragen auf.

Als sie unten die Landstraße wieder erreichte, nahm er die Geige. Scharf strich er mit dem Bogen darüber, daß sie gleich umsah, als der Klang sie erreichte. Sie winkte mit der Hand. Da lachte der Jakob zufrieden und spielte mit freudigem Eifer. Der Wind wehte ihr die Töne nach. Nach einer Weile vermochte er nicht mehr zu sagen, ob sie ihn noch hörte, aber er spielte fort mit großer, die Töne mächtig hervorholender Bogenführung. Dabei war es ihm, als werfe er ihr irgend etwas Helles, Schönes nach, — Sträuße — ein Andenken, irgend noch etwas, und noch etwas. Selbst als sie dicht vor dem Felsen angelangt war, hinter denen ihre Gestalt verschwinden mußte, spielte er noch. Er meinte sie winken zu sehen und ließ das Instrument ein paar schrille Töne hinabwerfen. Dabei hatte er die Empfindung, sie fange sie mit den Händen auf und trage sie fort. Als er sie nicht mehr sah, brach er ab. Er schnaufte einmal, schlug die Geige ins Tuch und drehte sich Alplen zu. Als er sich auf den Heimweg machte, fiel ihm ein: Tummeln mußt dich, wenn du heimkommst, gerade manche Stunde hast versäumt diesen Morgen.

* * *

Die Spur der Kathrine Lombardi verwischte sich in Alplen bald, ja sie war auch auf dem Lebensweg des Troger-Jakob bald kaum mehr deutlich. Als Vermächtnis ließ sie ihm nur die Vertiefung, die größere Wärme und Leidenschaft seines Geigenspiels und vielleicht, wenn er, während er sein Instrument handhabte, innerlich mehr als früher mitlebte und mitsühlte, was er spielte, wußte er kaum, daß er das der Kathrine verdankte. Er war äußerlich derselbe wie immer, tat sein Tagewerk, hatte an einer schönen Geiß Freude und an seinem Mattland, wenn das Gras gedieh und an seiner Geldtruhe, weil die Gültten darin eher mehr als weniger wurden. In diesem äußerlich so behaglichen und zufriedenen Leben waren nur Stunden, in denen ihn etwas plagte. Diese Plage war aber innerlich, eine Art Krankheit, wenn man wollte. In diesen Stunden hatte er ein Verlangen nach etwas Unbestimmtem, hatte manchmal die Empfindung, daß in seinem Leben einmal etwas viel Schöneres gewesen sei und nun nicht wieder kommen wolle, und das schuf ihm eine Art Hunger, der, so lange er dauerte, übel an ihm zehrte. In dieser Hungerzeit erinnerte er sich am häufigsten und raschesten der Geige und fühlte, daß er nie so gut spielte wie gerade dann, machte auch nach und nach die Entdeckung, daß die von Alplen wie auch Fremde, die allenfalls ihn zu hören Gelegenheit nahmen, nie so andächtig und sichtlich

ergriffen lauschten, wie wenn er aus solcher Stimmung heraus spielte. Daraus erhöhte sich einerseits noch immer seine Anhänglichkeit an sein Instrument, dann aber erstand ihm nach und nach eine feine Empfindsamkeit für den Eindruck, den sein Spiel auf die Zuhörer ausübte. Aber, weil er allmählich immer besser zu beurteilen verstand, wie seine Kunst zu wirken vermochte, wuchs ihm daraus der Ehrgeiz, diese Wirkung zu steigern. Und seine Lebensfreude begann aus den kleinen Erfolgen zu bestehen, die er sich mit seinem Geigenspiel bei seinen Dorfgenossen und andern Zuhörern holte. Die Freude daran und das Verlangen, sie immer wiederholt zu sehen, die Hoffnung auf jeden neuen kleinen Sieg mochten viel dazu beitragen, daß er sich über sein eigentliches Verhältnis zu der Kathrine Lombardi nicht klar wurde und daß eine eigentliche Trauer um sie nicht in ihm aufkam.

Es zeigte sich aber, daß die von Alplen dieses Verhältnis von einer andern und fast drolligen Seite betrachteten. Im Dorfe hatte die Schönheit des Mädchens mehr Wohlgefallen hervorgerufen, als sich während ihrer Anwesenheit geäußert hatte. Hinter der Kathrine her war ein großes Rühmen: Jeses, das ist eine feine gewesen, eine wetterschöne das! Es ging eine Art Arger durch Alplen, daß das schöne Gesicht dem Dorfe nicht erhalten geblieben war und wenn schließlich keiner Aussicht gehabt hätte, die Kathrine an seinen eigenen Herd zu bekommen, so würde doch, — so empfand der und jener jetzt — jeder gern seine Augen länger an ihrem schönen Bilde geweidet haben. Als der einzige aber, dem die Macht gegeben gewesen, die Kathrine zu halten, galt ihnen der Troger-Jakob. Die Freundschaft zwischen ihm und dem Mädchen hatte zu offen am Tage gelegen. Nun empfanden sie, fast ohne es zu wissen, den Umstand, daß er das letztere hatte ziehen lassen, als ein Unrecht gegen das Dorf und rechneten das Fortgehen der Kathrine dem Troger als eine Niederlage an. Wenn ein angesehener Mensch eine noch so unbedeutende Niederlage im Leben erleidet, pflegt er in den Augen seiner lieben Mitmenschen unwillkürlich um ein paar Finger kleiner zu werden. Kleiner wurde auch der Jakob. Als er aber dermaßen an äußerem Ansehen unvermerkt einzubüßen begann, verlor ebenso unmerklich und langsam auch das an Bedeutung, was ihn über die andern hinausgehoben hatte, sein Geigenpiel. Eines Tages ging die Frage im Dorf um: „Ja, warum ist er nun nicht an die fremde Musikschule gegangen, der Troger, wo ihn der Vater hat hintun wollen?“ Schon die Frage barg einen leisen Spott in sich. Die Antwort ließ den Spott schon deutlicher durchklingen: „Bah, es wird eben nicht so weit her sein mit seiner Kunst; so wird er schon merken, daß er besser tut, daheim zu bleiben.“

Das waren ein paar Nörgler, die so redeten. Der Bennet, der Dorfverwalter, der Kapuziner und ein paar andere ließen sich ihre Freude an Jakobs Musik darob nicht verkümmern, die laueren unter seinen Anhängern aber taten dem Geschwätz die Ohren auf. Es war auch schon ein altes Vergnügen, dem Bißchen Fideln zuzuhören, und was alt wird, wird bald alltäglich. Die Zahl

der Bewunderer Jakobs stand also bald in umgekehrtem Verhältnis zu seinem wachsenden Ehrgeiz. Allmählich begann er zu merken, daß er an Macht über die Alplener verlor. Das stach ihn nun seltsamerweise vielmehr ins Herz als der Abschied von der Kathrine. Es überfiel ihn eine eigentümliche Unruhe. Er begann seine bäuerlichen Pflichten zu vernachlässigen, zog mit der Geige in die nächsten Dörfer hinab, achtete ängstlich darauf, ob der ihm dort gespendete Beifall laut und warm oder spärlich klang, fing an daheim zu erzählen, wie sie ihm auswärts zugeklatscht hätten, während er sonst der Schweigsamsten und Bescheidensten einer gewesen war. Wenn Fremde nach Alplen kamen, wartete er nicht mehr ab, bis er gerufen wurde, sondern lief selber hin, suchte sich irgendwie bemerkbar zu machen und erreichte meistens, was er wollte, daß er, der die Geige auffällig im Arm trug, zum Spielen aufgefordert wurde. Weil noch immer wie früher, ja mehr als ehemals das, was in diesem sonderbaren Menschen Feuer war, während des Spiels aufloderte und in den Tönen sich kund gab, so blieb bei dem Fremdvolt das Staunen und der Laut oft überschwängliche Dank, den er erwartete, selten aus. Nur einmal, eines Abends, da er im Sternenwirtshaus vor einer ganzen Schar Touristen spielte, bekam er ein bitteres Wort zu hören. Es saß da einer unter den fremden Gästen, in Kniestrümpfen, geschmiegt und großsprecherisch, eine goldene Brille auf der Nase und — eine Stimmgabel in der Rocktasche. Auf seiner Visitenkarte, die er nachher mit ein paar Tischnachbarn tauschte, stand sein Name: Justus Schneider, Musikdirektor. Als der Troger-Jakob seine Geige weglegte, spendeten die Gaststubeninsassen lauten Beifall. Der Musikdirektor lächelte mitleidig und als ihn einer um seine Meinung fragte, zuckte er die Achseln und sagte, dem Jakob mit einer fatalen Gönnerhaftigkeit zunickend: „Von Kunst kann natürlich nicht die Rede sein, aber — nun — was man nicht alles schön findet in dieser schönen Gegend!“

Der Jakob hörte gut. Er verstand jedes Wort. Still packte er seine Geige zusammen und ging hinweg, zu grüßen vergaß er; er war sehr bleich, als er über die Straße nach seinem Hause schritt.

Das hatten aber die von Alplen nachher bald heraus, wie da im „Stern“ einer, der es wissen mußte, von dem Spiel des Troger-Jakob gesagt hatte, daß daran nichts besonderes sei. Langsam schrumpfte der Troger-Jakob zu dem Menschen wieder zusammen, der er vor seines Vaters Tod für das Dorf gewesen war, ein gleichgültiger, alltäglicher; es wurden auch wieder Reden laut wie damals, da der Jakob erst des Lehrers Schule entlaufen war: „Hör' doch auf mit deinem Krazen!“ „Läß doch das ewige Gefidel!“ Nur daß der Troger sie nicht mehr lachend oder gleichgültig hinnahm wie vor Jahren! Seine Unruhe verwandelte sich in Scheu. Er stellte seine Fahrten in die Nachbardörfer ein. Einmal versuchte er noch für die von Alplen an der Winterberghalde wie ehemals zu spielen. Der Bennet saß bei ihm und zwei Weiber kamen gemächlich die Halde herauf, ihm zuzuhören, auch der Kapuziner zeigte sich und

machte Miene herauszusteigen; aber es wurde keine Gemeinde mehr. Der Jakob brach plötzlich ab.

„Was willst?“ fragte der alte Bennet.

Er antwortete nicht. Den Kopf auf die Brust gesenkt, stieg er hangab und verschwand im Haus.

Von da an spielte er nicht mehr vor andern. Aus seiner Stube hinter meist verschloßenen Fenstern hervor konnten sie die Geige noch hören. Dann merkten sie allmählich, daß etwas mit ihm vorging. Er verkaufte sein Vieh und kaufte kein anderes; ein paar Matten seines Besitztums schlug er los. Dann begann er ihnen leid zu tun.

„Was ist mit dir, Jakob?“ fragte ihn hier und dort einer.

„Das Bauern ist mir verleidet,“ gab er zurück. Dabei sah er aus, als ob ihm auch das Reden verleidet sei; denn er entlief jedem, der ihn in ein längeres Gespräch verwickeln wollte. Seine Scheu verwandelte sich in Unfreundlichkeit und er zog sich immer mehr in sein Haus zurück. Stundenlang hörten die von Alplen ihn dort spielen. Aber sie konnten das Nörgeln nicht lassen.

„Herrgott, er kann es halt doch, das Geigen,“ sagte ab und zu der und jener. Weiber besonders schlichen sich noch immer hie und da ans Fenster und lauschten und rühmten ihn.

„Auf die Musikschule hat es doch nicht gereicht,“ warf darauf einer dazwischen. So machten sie ihn rasch wieder klein, wenn er zu Ansehen kommen wollte. Und so sehr er sich zurückzog, ihr Geflatsch erreichte ihn doch; da müßte nicht ein jedes Dorf an Zuträgern so reich sein. Auf einmal, eines Morgens war er aus dem Dorf verschwunden. Es dauerte ein paar Tage, bis die von Alplen erfuhren, wo er sich hingewandt hatte, und schon ging ein ängstliches Gerede durchs Dorf: „Er ist sonderbar gewesen in letzter Zeit, der Jakob, so wie nicht recht im Kopf; am Ende hat er sich ein Leid angetan.“

Da brachte einer der Bergführer, die zu Alplen hausten, der Kuoni, die Nachricht, daß der Jakob in der Inneralp sitze, in der Sennhütte, die ihm eigen war. „Es sei ihm verleidet zu Alplen,“ habe er gesagt und in der Alp wolle er bleiben über Sommer, „weil da — keiner sei, der an einem herumschulmeistere.“

Richtig blieb er in der Inneralp den ganzen Sommer sitzen. Zuweilen kam ein Knecht oder ein Hüterbub von dort nach Alplen und holte, was er an Kleidung und Nahrung allenfalls bedurfte. Erst ganz spät im Herbst, eines Tages ums Eindunkeln, sahen ihn ein paar Bauern wieder vor seiner Haustür stehen und ausschließen. Die, die ihn bemerkten, stießen einander heimlich an und gafften mit großen Augen. Er sah sonderbar aus. Es schien, als sei er da in der Alp um einen vollen Kopf gewachsen; aber das mochte nur darum so aussehen, weil er hungerhager geworden war. Sein ehemals blondes, nun aber dunkel gewordenes Haar, das schon immer lang gewesen, hing ihm

auf die Achseln und Rücken wie eine Mähne, sein schöner, dünner Bart fiel lang auf die Brust. Als die Tür unter seinem Druck aufging, sah er sich um und nickte den Bauern zu: „Tag!“

Da mußten die sich erst besinnen, ob er es wirklich sei, denn er hatte einen Kopf wie einer der gemalten Apostel auf den Prozessionsfahnen. Nur das zertragene Schafwollgewand und die hohen rauhen Überstrümpfe, die er anhatte, hatten nichts Apostelhaftes. Die Nachricht von seiner Heimkunft ging auf schnellen Beinen durchs Dorf. Die redselige Sternwirtin, der es ein Guest in die Wirtsstube trug, geriet in eine gelinde Erregung darüber. „So — so — ja — ja,“ eiferte sie, „das ist jetzt gerade wie gemacht. Just heute hat die Katharine geschrieben und nach ihm gefragt,“ und dann lief sie so eilig, als es ihre Rundheit erlaubte, in die Straße und an seine Tür hinüber.

Er war beschäftigt, an seinem Hause die Fenster und die Läden aufzutun, und öffnete eben dasjenige Fenster, der Haustüre zuneben, an dem bei ihrem ins Dorfkommen die Katharine gestanden hatte, als die Furrerin heranwankte.

„Tag, Jakob,“ sagte sie und ihre Augen wurden groß wie vorher die der Bauern. Im Rahmen des Fensters sah sein Gesicht mit der hohen Stirn und vom Haar langumwallt wie ein Bild aus.

„Tag, Furrerin,“ sagte er gleichmütig. Die Stimme war die alte und half der Frau aus dem Staunen.

„Die Katharine hat geschrieben und grüßen läßt sie dich,“ hob sie wieder an.

Er stützte sich mit knochigen, braunen Händen auf das Fensterbrett. „So“ sagte er. Dabei sah er die Straße entlang und schien nachzudenken. „Grüßt sie auch wieder, die Katharine,“ fügte er hinzu.

Die Furrerin versicherte, daß sie das freilich wolle und ließ dann eine Menge Fragen los. Wie es gewesen sei in der Alp. Warum er so lang geblieben sei. Und ob er jetzt da bleibe?

Er schien aber gar nicht darauf zu achten, nahm den Blick von der Straße, langsam und in Gedanken, sagte dann: „Ja — ich muß lüften im Haus, lüften muß ich,“ trat von dem Fenster zurück und ließ die Furrerin stehen. In der Nacht hörten sie ihn geigen, lustig, im Marschtaft. Sie mußten aber nicht, daß er dazu noch einmal in Gedanken die Reise mit der Katharine zusammen tat.

Aber die Alplener wurden doch bald wieder heimisch mit ihm. Etwas Scheues hatte er noch an sich, aber er begann wieder Arbeit zu tun wie jeder andere, hielt sich zwei Geißen, mahlte, trug Gras und Holz ein; ein — zweimal kam er zu einem Schoppen in den „Stern“. Am Ende war nur sein Haarwuchs noch befremdlich an ihm, sonst nichts. Im Hause hörten sie ihn oft spielen. Sie spitzten die Ohren. Weil die ihn lange nicht mehr gehört hatten, war ihr Interesse für sein Spiel als für etwas neues wieder wach. Aber er hielt Fenster und Türen verschlossen, wenn er die Geige strich. Da wurde

aus dem Ohrenspitzen bei manchen ein wirkliches, fast verlangendes Lauschen. Wie auf etwas Seltenes und Schönes warteten sie, daß sie die Geige hörten. Und als der Winter kam, hörten sie sie manchmal — in totenstiller, kalter Nacht: da wandelten die Töne, die nur schwer aus seinem verschlossenen Hause sich lösten, wie singende Kindlein über die Straße.

„Los, wie schön,“ sagte der und jener und hielt den Atem an.

Oder wenn der Sturm durch die Straße fegte — da kam mit den Windstößen manchmal der Geigenton an ein Fenster gefahren.

„Der Troger spielt“ sagte dann der, der den Klang auffing und hielt das Ohr hin, ob er mehr erhasche.

Denn die Töne waren auf einmal kostbar geworden, weil sie so selten waren.

Weil sie aber in dem Troger allmählich wieder den Alten gefunden hatten, hielten die von Alplen mit dem Wunsch nicht hinterm Berg: „Nun spiel doch wieder einmal, du Jakob, aber daß es auch ein Mensch hören kann.“

Er lachte dazu, tat aber sonst, als habe er nichts gehört. Acht Tage später an einem Sonntag stand sein Fenster offen, als er spielte. Es dauerte nicht lang, da standen die Alplener zahlreich in der Straße vor seinem Hause, zahlreicher fast, als da sie noch zu ihm auf die Winterberghalde gelaufen waren. Sie merkten bald, daß er nichts verlernt hatte.

„Schön ist es, einfach schön,“ flüsterten da und dort ein paar Weiber. Als er inne hielt, blieb er ganz still, zwei Männer traten unters Fenster. „Spiel noch eins, gelt?“ sagte der eine.

Dann kam der Bennet, der Dorfverwalter und steckte den Kopf dem Jakob in die Stube. „Ja gelt, spiel noch,“ sagte er in einem zitterigen Ton; der Bennet war sein treuester Anhänger.

Der Jakob spielte auch wieder. Es klang fast stärker als je; es war zu merken wie eine Art Freude in dem Geiger losbrach. Mit dem Bogen in der Hand kam er nachher unters Fenster, setzte sich aufs Gesims und sagte: „Jetzt habe ich Euch lange nicht mehr gespielt.“

Er lachte dazu, und die ihn ansahen, vergaßen völlig, daß er einmal wie ein im Kopf nicht rechter sich in die Inneralp verkrochen hatte, er war ganz wie jeder von ihnen, derb, aufgeweckt und gesprächig.

Die Weiber rührmten: „Ja, du kannst es halt, Jakob.“

„Schön ist es,“ sagte der Bennet mit tiefem Atemzug.

Da entfuhr dem Kapuziner, der unter ihnen stand, das gutmütige unvorsichtige Wort: „Wahrhaftig schade ist es, daß du dich nicht hast weiterbilden lassen, Jakob!“

„Sicher ist es schade,“ bestätigte ein Bauer.

„Ja, schade ist es,“ murmelte die ganze Schar nach.

Der Jakob machte ein eigenes Gesicht. Langsam veränderte es sich wie ein Fleck Erde, auf den die Sonne gefallen und von dem sie langsam wieder

vergeht. Immer das Nörgeln! Was sagte der Kapuziner? Weiter bilden? Das war immer dasselbe: Schon gewachsen bist, Jakob, aber warum bist nicht größer geworden! Immer das alte war es!

Sein Blick bekam wieder den sinnenden, verfahrenen Ausdruck. „Ja — ja — ja,” sagte er gleichmütig, tat einen Schritt rückwärts, machte das Fenster zu und ging.

Draußen die Alplener sahen einander an, einer wollte ihn herausklopfen. Der Bennet hielt ihn ab. Am Ende nahmen sie des Jakobs Benehmen für eine seiner Eigenheiten und verließen sich.

Aber den Troger hatten sie zum letzten Mal gehört. Er spielte nicht mehr, kam nicht mehr ins Wirtshaus, ließ sich kaum sehen. Wollte einer mit ihm sprechen, entließ er ihm. Acht Tage später an einem Morgen trat er mit schwer bepackter Rückengabel aus seinem Hause. Der Sternwirt stand just in der Straße. „Wo willst du denn hin?” rief der herüber.

„In die Inneralp,” gab der Jakob zurück.

„Jetzt im Winter — bist — nicht recht,” sagte der Furrer und kam herüber; aber der andere kümmerte sich nicht.

„Warum gehst denn?” schrie halb zornig, halb hilflos der Furrer.

„Weil es mir gefällt,” gab der Jakob zurück, hielt nicht inne, ging langsam und stet in schweren Schuhen und hohen Schafwollüberstrümpfen mit großen Schritten dorfaus.

Der Furrer trollte sich, es im Dorf bekannt zu geben. In der Straße sammelte sich ein Haufe Menschen, die hin und her berieten, wie sie sich zu der Abreise des Troger-Jakob stellen sollten. Die eine Hälfte war dafür, daß ihm einer nachgehe und ihn von dem tollen Gang abhalte, die anderen wollten ihn laufen lassen. Am Ende siegte die Meinung, man solle ihm seinen Weg lassen und falls er nicht zurückkäme, einmal nach ihm gelegentlich.

Zurück kam er nun freilich nicht. So hieß es nach ein paar Wochen zu Alplen: „Sehen sollte doch einer einmal nach dem Jakob in der Inneralp”, Dabei zeigte sich, daß wohl viele dieser Meinung waren, aber keiner selbst zu gehen Lust hatte. Am Ende machte sich der alte Bennet auf den Weg; aber er kam am gleichen Tag zurück und allein.

Die von Alplen bestürmten ihn mit Fragen: „Hast ihn nicht gefunden? Kommt er nicht? Was hat er gesagt?”

Der Alte wiegte bekümmert den Kopf. „Freilich gefunden habe er ihn, erzählte er dann, „aber aus der Alp heraus brächten ihn keine zehn Pferde.“

Was er denn angebe? —

Warum er nicht komme? Bah, ein sonderbares Wort habe er zwei, dreimal darauf gesagt, der Troger: „Weil man es Euch Menschen nicht recht machen kann.“

Der Bennet zeigte auf die Stirn dabei und die Alplener hatten den Be-

scheid: Nicht recht im Kopf war er, der Troger! Es hatte ja schon lange so geschienen!

Als aber im Sommer die Sennen wieder in die Inneralp fuhren, fanden sie den Jakob doch nicht so verrückt, wie er verschrien war. Er schien sogar so gut beim Verstand wie sie selber; nur vom ins Dorf kommen wollte er nichts mehr wissen und wenn er geigte, geschah es an einem abgelegenen, verborgenen Ort, daß sie die Töne just so wie Seufzer herüberklingen hörten.

Der Sommer ging hin. Die Sennen zogen von der Alp; der Troger kam nicht mit. Dann versuchten einige Dörfler noch, ihn zum Heimkommen zu überreden; aber sie erreichten nur, daß er noch scheuer wurde und sich nicht mehr blicken ließ.

Das sind nun so dreißig Jahre her. Ob der Troger wirklich noch lebt, weiß keiner in Alplen; denn seit einer langen Reihe von Jahren hat ihn keiner mehr gesehen. Er ist auch längst nicht mehr um Speise und Trank gekommen; aber sie glauben, daß er sich die von irgendwoher holt, von einer fremden Alp vielleicht; denn sie wollen ihn nicht tot haben. Der Tod reitet da auf jeder Laue und auf fallenden Blöcken und im sausenden Sturm und lauert in Klüsten und Spalten. Aber sie wollen ihn nicht tot haben die von Alplen, denn sie hören die Geige. Die kleinen Kinder, wenn sie einsame Wege gehen, die Sennen und Jäger und Strahler, die großen Kinder, wenn sie ins stille Gebirge steigen. Sie hören den Geiger! Und sagen scheu: Wundervoll spielt er, der Troger.

Denn auch das hat sich sonderbar gewendet. Das Spiel des Troger-Jakob, an dem sie, so lange sie es nahe hatten, immer genörgelt haben, hat in ihrer Erinnerung zu etwas Wundersamem, ganz Hohem sich verwandelt.

In seiner Hütte sitzt der Bennet, der ehemalige Dorfverwalter, jetzt ein gebückter, runzelwangiger und überzeitiger Mensch. Der lauscht immer und murmelt wohl zwanzigmal täglich, weil er Zeit hat, vor sich hin: „Der hat spielen können, der Jakob, meineidig schön.“

Dasselbe, nur je nachdem in den und den Worten und bei der und der Gelegenheit sagt mancher Alte in Alplen. Jetzt haben sie eine Art Heimweh nach dem, der, als sie ihn hatten, nicht gut genug war!

* * *

Aber wie dieses Alplen ist die Welt. Es kann sich keiner freuen an einem, der einen Kopf hoch aus dem Haufen ragt. Bah, könnte er nicht zwei Köpfe hoch sein! Das nörgelt und nörgelt und weiß nicht, daß das Wachstum erstickt ob der ewigen Frage: Warum wächst es nicht? Ah — die Klugen — die Unfehlbaren — wie manchen Geiger verscheuchen sie in eines Lebens Zeit und wenn er verschollen ist, plagt sie das große Heimweh, weil die Geige nicht mehr klingt.

